

Von Wendisch Burg nach Jerichow

Anmerkungen zu Uwe Johnsons imaginärer Topographie

Von Bernd W. Seiler

Wohl jedem Leser der Romane Uwe Johnsons wird auffallen, daß örtliche und räumliche Angaben bei diesem Autor eine große Rolle spielen. Zwar sind diese Angaben — zumal in den frühen Romanen — nicht immer im kartographischen Sinne exakt, aber man spürt doch, daß es in dieser Hinsicht sorgfältig kalkulierte Verhältnisse gibt. Der wichtigste, der eigentliche Raum dieser literarischen Topographie ist natürlich Mecklenburg. Bereits in *Ingrid Babendererde*, dem ersten Roman, entworfen, kehrt er zunächst in den *Mutmaßungen über Jakob*, dann als Lebensstation des Journalisten Karsch wieder und wird schließlich in den *Jahrestagen* in umfassender Weise zur Geltung gebracht. Das *Kleine Adreßbuch* zu diesem Werk verzeichnet weit über einhundert Namen von mecklenburgischen Städten, Dörfern, Seen,¹ und nicht wenige von ihnen werden im Text in Einzelzügen berührt und einander räumlich zugeordnet nach Himmelsrichtungen und Verkehrswegen, Landschaftsmerkmalen und Aussichtshorizonten. Eine umfangreiche, aufwendige Topographie also — was ist mehr dazu zu sagen? Die Literaturwissenschaft interessiert sich für diese Dinge in der Regel unter der Voraussetzung, daß sie funktional sind, d. h. daß sie der Idee des betreffenden Werkes in einer gewissen Weise entsprechen oder sie sogar wesentlich mit zum Vorschein bringen.² In dieser Hinsicht ist auch zu Uwe Johnson schon das eine und andere bemerkt worden: daß seine topographische Ausführlichkeit die Gebundenheit des Menschen an seine Heimat zum Ausdruck bringe, daß dieses Wichtignehmen von Sachlich-Äußerlichem auf innere Einsamkeit hindeute, auch daß es sich um eine Art von Montage handle, an der sich eher die Bedeutungsunsicherheit des Faktischen erweisen solle u. a. Doch auf solche Funktionsbestimmungen wollen wir hier gerade nicht zu sprechen kommen. Nicht daß sie prinzipiell verfehlt oder uninteressant wären — natürlich kann die lokale Ausstattung eines Romans auch in diesem Sinne etwas „bedeuten“. Was über die Suche nach derartigen Bedeutungen allerdings oft vergessen oder allzu schnell als selbstverständlich hintangestellt wird, das ist die schlichte Tatsache, daß Ortsangaben oder -beschreibungen vor jeder anderen Funktion den Zweck haben oder jedenfalls den Zweck haben können, dem Leser den Raum sichtbar zu machen, in dem das Erzählte sich abspielt, und daß dies keineswegs immer gleich gut gelingt. Deshalb wollen wir uns hier einmal nur diesem Aspekt zuwenden, d. h. die Frage stellen, wie wir mit Johnsons Schauplatzangaben in imaginativer Hinsicht zurechtkommen, welches Bild also wir von seinen Räumen gewinnen.

Daß man allgemein, also nicht nur für Johnson, auf eine Erörterung dieses Aspektes selten trifft, kann einem, wenn man darauf aufmerksam wird, zwar merkwürdig er-

scheinen, ist aber nicht unerklärlich. Sehen wir es recht, so hat es zwei Ursachen, eine empirische, also in unseren gewöhnlichen Wahrnehmungsverhältnissen liegende, und eine literaturtheoretische. Die empirische Ursache dürfte sein, daß es schon auch in unserer Alltagswelt auf die genaue Raumwahrnehmung immer weniger ankommt. Nicht Himmelsrichtungen, Lageverhältnisse, Landschaftsmerkmale sind es, auf die wir zu achten uns gewöhnt haben, sondern es sind Namensschilder, Richtungspfeile, Kilometerzahlen, und von diesen Zeichen zu räumlichen Vorstellungen zu gelangen ist in unseren städtisch zugebauten Horizonten auch noch besonders schwer. Nicht wenige Menschen scheinen heute nicht einmal mehr hinsichtlich ihrer eigenen engsten Umgebung räumlich genau „im Bilde“ zu sein, können also z. B. keine Auskunft darüber geben, in welcher Richtung sich das Zentrum ihres Wohnortes oder sonst ein nahes Ziel jeweils befindet. Wie genau werden sie sich dann aber in die räumlichen Verhältnisse erzählter Welten hineindenken? Hinzu kommt, daß wir die Existenz bestimmter eigener Vorstellungen auf diesem Gebiet auch zumeist erst dann bemerken, wenn wir zu einem Buch den Film oder Bilder oder auch die wirklichen Orte sehen und irritiert feststellen müssen, daß sie mit unseren eigenen „inneren Aufnahmen“ nicht zusammenstimmen. Wir halten deshalb diese inneren Aufnahmen wohl auch für bloß subjektiv und sehen sie einer genaueren Erschließung vielleicht gar nicht für wert an. Kurzum, der wissenschaftliche Zugriff auf diese Dinge erscheint wohl weder besonders wichtig noch besonders ergiebig, und so tritt er in der Regel hinter die Frage nach der „höheren“, der symbolischen Bedeutung der Raumkonstruktionen zurück.

Gleichzeitig gibt es in diesem Punkt aber auch eine literaturtheoretische Barriere. Das kunstgemäße, das „richtige“ Lesen wird ja heute allgemein so definiert, daß man die aus der Realität stammende, die „gegenständliche“ Schicht, wie Ingarden sie nennt, nicht isoliert aufnimmt, sondern in ihrer Einbindung in ein künstlerisches Ganzes, als Element einer Fiktion.³ Hier nun aber kann die Frage nach den Vorstellungsinhalten von Raumangaben leicht die Gefahr heraufbeschwören, daß ein solches fiktionales Teilelement in reale Eindrücke zurückverwandelt und so die „Geschlossenheit“ des literarischen Kunstwerkes infrage gestellt wird. Diese Gefahr besteht jedenfalls immer dann, wenn solche Angaben unmittelbar auf die Realität zeigen, also Namen oder Indizien enthalten, die auf bestimmte wirkliche Orte, Landschaften usw. bezogen werden können. Ragt nämlich die benannte Welt in dieser Weise in eine Erzählung hinein, so können in ihrer Verdeutlichung auch Gegebenheiten bemerkbar werden, die in der Fiktion nicht beachtet worden sind oder die ihr sogar widersprechen. Das aber kann dann zu einer Störung oder gar zu einer Zerstörung des „geschlossenen“ Eindrucks führen, durch den das Kunstwerk im allgemeinen definiert wird, und so gilt denn ein allzu genaues Hinsehen auf die Raumverhältnisse, zumal wenn sich Irritationen daraus ergeben, als eine unangemessene, eine kunstfremde Einstellung.

Der normative, vorschriftliche Charakter dieses Theorems macht freilich deutlich, daß hier etwas nicht stimmt. Denn ob sich aus Ortsangaben realgeographische Vorstellungen ergeben oder nicht, ist Sache der Praxis, d. h. der Lektüre, nicht der Theorie, und natürlich sind diese Vorstellungen, wenn es sie gibt, im Verständnis des Textes

auch anwesend. Es macht also gar keinen Sinn, hier durch Gebote oder Verbote etwas vorherbestimmen zu wollen. Was aber die Wahrscheinlichkeit solcher Vorstellungen angeht, so muß man sich klar machen, daß wir heute wie niemals zuvor in einer entdeckten und beschriebenen Welt leben, d. h. in einer Welt, in der die Berührung räumlicher Gegebenheiten schon beinahe zwangsläufig die reale Geographie mit ins Spiel bringt. Weder gibt es in dieser entdeckten Welt noch nach Belieben Platz für fiktive Räume — fiktive Landschaften, Landesteile, Städte usw. nehmen leicht den Charakter des Unwirklichen an, wo sie für unser Land, ja selbst nur für unseren Kontinent vorausgesetzt werden —, noch ist bei Berührung der wirklichen Geographie von den tatsächlichen Raumverhältnissen ohne weiteres abzusehen. Jedenfalls gilt das für den Fall, daß die Schauplätze glaubhaft, daß sie wahrscheinlich wirken sollen. Dem widerspricht nicht unsere Vermutung, daß es um die Kenntnis der geographischen Verhältnisse vielleicht gar nicht so gut bestellt ist. Das geographische Wissen ist öffentliches Wissen, es kann also von jedermann, in jedem Zusammenhang öffentlich geltend gemacht werden und sich insoweit auf das Urteil über die Literatur auch dann auswirken, wenn es nur von wenigen in den Blick genommen wird. Wie wir an anderer Stelle ausführlich dargelegt haben, hat sich in der Folge dieser Wissensverhältnisse, die sich schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts herausgebildet haben, die erzählende Literatur auch wirklich mehr und mehr an die reale Geographie angelehnt — bis hin zu ihrer genauesten Wiedergabe mit Orts- und Straßennamen, Entfernungsverhältnissen, Verkehrsverbindungen usw. in der jüngeren und jüngsten Entwicklung.⁴

Daß wir auch bei Uwe Johnson vielfach genaue Ortsangaben vorfinden, ist also nicht besonders bemerkenswert. Bemerkenswert ist hier allenfalls, daß diese Angaben nicht selten eine Vollständigkeit annehmen, die sogar — man denke an den Schauplatz New York — das Auffinden und Abfotografieren einzelner Handlungsorte möglich gemacht hat.⁵ Doch ist dies nicht der Fall, auf den wir es besonders abgesehen haben. Das direkte Herbeizitieren realer Orte, zumal wenn es vorwiegend über Namen geschieht, gibt hinsichtlich der Wahrnehmungsvorgänge weiter keine Räsel auf: wer die Orte kennt, sieht viel, wer sie nicht kennt, sieht wenig. Das bei Johnson Interessante ist vielmehr, daß er mitten hinein in eine solchermaßen bekannte und benannte Welt erfundene Schauplätze legt und daß er für diese Erfindungen die gleiche Glaubhaftigkeit beansprucht wie für die authentischen Orte. Damit stellt sich einerseits die Frage, welche Vorstellungen wir von diesen erfundenen Orten gewinnen, d. h. ob es Johnson gelingt, sie uns hinreichend deutlich sichtbar zu machen, und andererseits, wie sich diese Erfindungen mit der Realgeographie vertragen, an die sie ja notwendig in irgendeiner Form angebunden sind. Anlaß zu diesen Fragen geben in Johnsons Werk vor allem Wendisch Burg und Jerichow, jene beiden Städte also, die — von *Ingrid Babendererde* über die *Mutmaßungen* bis zu den *Jahrestagen* — die Haupthandlungsorte seiner mecklenburgischen Welt sind. Dabei ist in besonderer Weise die Tatsache interessant, daß zwischen dem ersten Entwurf dieser Orte in den frühen Romanen und ihrem Erscheinungsbild in den *Jahrestagen* auch Unterschiede bestehen. Wie sich zeigen wird, sind diese Unterschiede signifikant für die Erweiterung des zeitgeschichtlichen Horizontes in John-

sons Werk insgesamt — signifikant aber auch für die Schwierigkeiten, die sich heute einer literarisch-fiktionalen Zeitgeschichtsschreibung in den Weg stellen.

Wendisch Burg

Wer nur die *Jahrestage* kennt, hätte fast Grund, sich über die Existenz eines Wendisch Burg in diesem Roman zu wundern. Es taucht nur wenige Male als die Stadt auf, in der Cresspahls Schwester mit einem der Niebuhrs verheiratet ist, wird erwähnt als Schulort Dietrich Erichsons und gibt im übrigen noch den Schauplatz ab für einen kleinen Auftritt der Roten Armee im April 1945.⁶ Trotz dieser eher unwesentlichen Rolle, die schon kaum überhaupt die Erfindung zu rechtfertigen scheint, wirkt der Ort auch noch verhältnismäßig komplex ausgestattet mit einem nach Norden sich erstreckenden Untersee, einer südlichen Stadtmauer, mit Post, Oberschule und der nahegelegenen Haveltschleuse, an der die Niebuhrs wohnen. Darüber hinaus ist von den „sieben Seen“ seiner Umgebung die Rede und zudem eine geographische Bestimmung des Gesamt- raumes vorgenommen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.⁷ Nur eben: wozu der Aufwand? Wir berühren damit eine konstruktive Eigentümlichkeit der Johnsonschen Romanwelt, die in der angelsächsischen und in der französischen Literatur nicht ungewöhnlich, in der deutschen aber fast ohne Beispiel ist, nämlich daß sich alle seine Werke untereinander über einzelne Personen berühren und so gewisse Gegebenheiten der früheren Romane in den späteren fortwirken. Das ist auch bei Wendisch Burg der Fall. Zwar findet sich der Name selbst vor den *Jahrestagen* in Johnsons Werk nicht, aber von den angedeuteten Konturen und Erinnerungen her steht er doch eindeutig für jene anonyme „Stadt“, in der sein erster, erst aus dem Nachlaß herausgegebener Roman *Ingrid Babendererde* spielt. Sie kommt hier wieder in den Blick, weil Gesines Lebensweg in der Rückschau mit einigen Personen auch dieses Romans verknüpft wird, bedurfte in dem neuen Zusammenhang aber natürlich der unterscheidenden Benennung. Daß diese Wiederinanspruchnahme auch mit einer nicht unerheblichen topographischen Überformung verbunden ist, wird einem allerdings erst dann deutlich, wenn man sich den ersten Entwurf dieses Schauplatzes genauer ansieht. In *Ingrid Babendererde* lernen wir Wendisch Burg, wie wir die „Stadt“ also zu nennen haben, mitsamt seiner Umgebung in einer sehr anschaulichen und vielgestaltigen Konturierung kennen. Der erste Eindruck ergibt sich daraus, daß wir uns ihr über einen Fluß mit einem Motorboot nähern. Hinter seinen flachen Ufern taucht sie in der Ferne vor einem Waldrücken auf, markant beherrscht von einem breiten und stumpfen Domturm. Über die Himmelsrichtung, aus der die Annäherung erfolgt, wird direkt nichts gesagt, aber es kann doch sofort der Eindruck entstehen, daß es Norden ist. Es ist „kurz vor Mittag“, als das Boot „aus dem kühlen Weitendorfer Wald unter die Sonne“ kommt, und die Stadt zeigt sich mit ‚lichtsprühenden Dächern‘.⁸ Die Mittagsstunde, der Eindruck von Gegenlicht, dazu die Bewegung auf die Sonne zu — das sind Wahrnehmungsmomente, die eine Orientierung in südlicher Richtung bedeuten, mag sie auch

zunächst vage sein. Sie wird allerdings sehr bald verstärkt. Nachdem das Boot eine Schleuse passiert hat — bergwärts —, gelangt es auf einen See, über den es quer hinweg auf die Stadt zuläuft. Der Dom steht jetzt groß und breit „mit der Schattenseite zum See“, hinter ihm erhebt sich dunkel der bewaldete Hügel und läuft dann um den rechten Rand der Bucht herum zum Ufer aus. Seine Kuppe jedoch zeigt sich ‚blauschwarz‘ und ‚sonnenfleckig‘, liegt also wohl mehr nach links hin und direkter im Gegenlicht als der Dom, der, da eine Schattenseite an ihm auffällt, vermutlich auch noch eine schmale beleuchtete Seite im rechten Winkel dazu erkennen läßt.⁹ Mit der Fahrt über den See eröffnet sich uns also ein von Süden nach Südwest oder West sich erweiternder Horizont, aus dem wir schon ein ziemlich bestimmtes Bild von der Lage der Stadt an diesem See gewinnen. Die Frage ist, ob die weiteren Beschreibungen sich zu diesem Eindruck fügen und ihn verdeutlichen oder ob sie ihn wieder zerstreuen oder gar zu störenden Gegenvorstellungen führen.

Es wäre zu aufwendig, hier in allen Einzelheiten darzulegen, wie sich das Bild von Wendisch Burg nach und nach vervollständigt und wie man am Ende Ort und Landschaft so genau vor sich sehen kann, als wäre man wirklich darin umhergegangen. Der beste Beweis für die Stimmigkeit der Konstruktion ist, daß sich aus der Summe der Angaben eine topographische Karte herstellen läßt, die selbst noch die unscheinbarsten Einzelhinweise widerspruchsfrei in sich aufnimmt. Das ist umso bemerkenswerter, als es kaum beschreibende Partien in dem Roman gibt. Das Stadt- und Landschaftsbild setzt sich vielmehr aus gleichsam zufälligen Teilwahrnehmungen zusammen, die aber alle derselben Gesamtvorstellung entspringen und sich in großer Konsequenz aufeinander beziehen. Die Lage am Südwestufer des Untersees z. B. kommt wiederholt in Hinweisen auf einen Wallring zum Ausdruck, der die Stadt landseitig umschließt und als Nordwall „zum See hinunter“ abfällt, wo sich vor der Stadt her eine Uferpromenade bis zur Dampferbrücke zieht.¹⁰ Daß sich Schleuse und Flußlauf am Nordende des Untersees befinden, verdeutlicht sich u. a. durch ein „Nebengleis in nördlicher Richtung“, das über Weitendorf — den Ort, aus dem zu Anfang das Motorboot kommt — die Verbindung zur Schnellzugstrecke nach Berlin herstellt. Zwar liegt Berlin natürlich im Süden von Wendisch Burg, aber die Hauptlinie, die über die Engstelle zwischen Untersee und Obersee führt, ist wegen der 1945 gesprengten Brücke nicht befahrbar.¹¹ Schließlich bestätigt sogar noch ein so unscheinbares Moment wie der Stand des Mondes am Ende des Romans diese Lageverhältnisse. Als man mit dem entwendeten Boot den Fluß hinunter an die Bahnstrecke nach Berlin flieht, ist es das „erregte Wasser“, auf dem das Spiegelbild des Mondes schaukelt — also das Wasser hinter dem Boot und mithin der Fluß im Blick gegen Süden, wo der Vollmond um Mitternacht steht und wo auch die Stadt zurückbleibt.¹²

Für die innerstädtische Orientierung wichtig ist vor allem die als Längsachse durch die Stadt laufende ‚Große Straße‘. An ihr liegen der Marktplatz mit seinen Bogengängen und am südlichen Ende der Dom und der Domplatz. Hier auch — schon jenseits des Walles — finden wir die Schule, einen Backsteinbau mit zwei Seitenflügeln, deren einer, die Aula, zum Dom hin zeigt.¹³ Wegen des Geländeanstiegs zum ‚Großen Eich-

holz' kann man aus einem ihrer oberen Stockwerke bis zur ‚Durchfahrt‘ sehen, der Verbindung des Untersees mit dem weiter nach Süden sich ausdehnenden Obersee.¹⁴ Der Obersee selbst ist allerdings wegen des dazwischenliegenden Höhenrückens nicht sichtbar. Er kommt nur bei den Segelpartien in den Blick, die vom Untersee aus dorthin unternommen werden.¹⁵ Da jedoch an einer westlichen Bucht dieses Sees bald hinter der Durchfahrt die Schule ihre Badestelle hat, deutet sich eine gewisse Nähe auch zur südlichen Stadtgrenze an, so daß es wohl nur der Höhenrücken des Großen Eichholzes ist, der die beiden Seen voneinander trennt.¹⁶ So ergänzt ein Hinweis den anderen, so daß man wirklich eine klare Vorstellung davon gewinnen kann, wie die Stadt zwischen den beiden Seen gelegen sein muß.

Bei soviel Anschauung kann natürlich das Bedürfnis aufkommen, diese Stadt in Mecklenburg auch aufzufinden. Doch in dieser Hinsicht läßt uns Johnsons Konstruktion im Stich. Naheliegender wäre, sie wegen des Geländeabfalls nach Norden am Nordrand des mecklenburgischen Höhenrückens zu suchen, etwa auf der Linie Schwerin-Neubrandenburg. Dort liegt auch Teterow, wo die Fliehenden den Zug nach Berlin erreichen oder jedenfalls in seine Nähe kommen.¹⁷ Als schiffbarer Fluß, der an die Berliner Bahnlinie heranführt, käme allerdings nur die weiter westlich fließende Warnow infrage, und an ihr gibt es keine Stadt mit zwei Seen wie Wendisch Burg. Das Fahrgastschiff, das auf den Seen verkehrt, weist mit dem Namen ‚Schwanhavel‘ auch in eine ganz andere Richtung, an den Südrand der mecklenburgischen Seenplatte, wo die Havel in Richtung Berlin abfließt. Das paßt jedoch mit dem nördlichen Gefälle wieder nicht und würde auch mit der Länge der Bahnfahrt nach Berlin nicht in Einklang zu bringen sein.¹⁸ Eine noch wieder andere Orientierung ergibt sich schließlich aus der Tatsache, daß Wendisch Burg unter dem Luftkorridor von Berlin nach Hamburg liegt, mithin in Elbnähe, wo freilich der mecklenburgische Höhenrücken längst zu Ende ist.¹⁹ Kurzum, die reatopographischen Hinweise widersprechen einander und lassen eine Lokalisierung nicht zu, auch wenn man es nicht allzu genau mit ihnen nimmt und ein so deutlich ‚abwegiges‘ Element wie das des Flugzeuges von Berlin nach Hamburg außer acht läßt.

Mit dem Versuch, die Lokalisierung allein aus den Angaben des Romans vorzunehmen, macht man sich die Dinge allerdings komplizierter, als sie sind. Stets mitgesehen werden in solchen Fällen die Lebensstationen des Autors, und da sie ‚natürlich‘ bekannt sind, gibt es für die Identifizierung von vornherein Anhaltspunkte ganz anderer Art. Bei *Ingrid Babendererde* ist es sogar so, daß einem schon im Roman selbst, im Nachwort, die entsprechende Information geliefert wird. Der angedeutete Ort, erklärt uns dort Siegfried Unseld ohne Umschweife, sei „die mecklenburgisch-schwerinische Kreisstadt Güstrow“, wo Johnson bis 1952 die Schule besucht und Abitur gemacht habe.²⁰ Damit rückt das ganze Romangeschehen sofort in einem bestimmten realweltlichen Zusammenhang, und es ist nur noch eine Frage der persönlichen Kenntnisse oder der persönlichen Neugier, ob nun auch Bilder aus dieser Realwelt in die Romansphäre eindringen. Wir sind weit davon entfernt, dem Herausgeber aus seiner wahrnehmungslenkenden Belehrung einen Vorwurf zu machen. Er führt nur vor, was für die Leser

Uwe Johnsons ohnehin naheläge und was in einer durch geographisches und sonstiges Wissen erschlossenen Welt auch unvermeidlich ist. Wir wollen uns an diesem Fall nur wiederum klar machen, wie verfehlt Rezeptionstheorien sind, die sich den Leser von solchem Wissen abgesperrt wünschen oder abgesperrt denken und dogmatisch davon ausgehen, die Realität komme in der Wahrnehmung der literarisch-fiktionalen Verhältnisse nicht vor.

Ganz so einfach, wie Unseld sich die Dinge mit der Gleichsetzung von Wendisch Burg und Güstrow macht, liegen sie allerdings nicht. Ganz und gar zu trifft die Analogie nur für die Schule, darüber hinaus in Grenzen noch für das Stadtbild, überhaupt nicht mehr aber für die Umgebung. Johnsons „Gustav-Adolf-Oberschule“ ist indessen wirklich ein Abbild der Güstrower „John-Brinckman-Schule“, einem noch immer ‚tüchtigen‘ roten Backsteinbau aus dem letzten Jahrhundert, der eine Aula mit alter Holzdecke hat, auch den an den Wall grenzenden Hof, den Schriftzug über dem Eingang und sogar die beiden Fahnenstangen rechts und links desselben. Allerdings liegt das Gebäude in Wirklichkeit nicht jenseits des Wallgrabens, sondern noch diesseits direkt am Domplatz, d. h. es ist von Johnson genau spiegelbildlich auf die gegenüberliegende Seite projiziert worden. Was aus dem einstigen Schüler Uwe Johnson späterhin geworden ist, weiß man hier übrigens durchaus, und diejenigen, die die Zeit damals miterlebt haben, können natürlich auch noch die eine und andere Einzelheit des Romans mit bestimmten wirklichen Gegebenheiten in Verbindung bringen.²¹

Aus dem Stadtbild Güstrows ist es in erster Linie der Dom, den man wiedererkennt, daneben noch der westliche Wallring und ein paar altstädtische Straßen, nicht mehr allerdings der Marktplatz, der in Wirklichkeit keine Bogengänge hat, sondern beherrscht wird von einer massigen Kirche, die bei Johnson fehlt. Auch das Güstrower Schloß, das den Eindruck dieser Stadt wesentlich mitprägt, ist im Roman weggelassen. Wieder findet man jedoch die einfachen Straßennamen, die Johnson wählt, also Domstraße, Schulstraße, Eisenbahnstraße, bzw. Bildungen wie Lange Straße, Enge Straße u. a. Ein paar Kilometer nördlich gibt es im übrigen noch ein Weitendorf, und nach Nordwesten führt der Bützow-Güstrow-Kanal, an dem zwei Schleusen liegen. Doch für den landschaftlichen Gesamteindruck bedeuten diese Elemente nichts mehr, in dieser Hinsicht sind sich Güstrow und Wendisch Burg ganz unähnlich. Was Güstrow dazu nämlich vor allem fehlt, ist die Lage am See. Zwar gibt es auch bei Güstrow zwei Seen, den Sumpfsee und den Inselsee, aber sie liegen südlich der Stadt und so abseits von ihr, daß sie für das Stadtbild selbst keine Rolle spielen. Güstrow wirkt vielmehr wie eine Stadt mitten im Land, nur durch sein etwas höheres Niveau von der Umgebung abgesetzt.

Sucht man für das Landschaftliche nach einem Vorbild, so findet man es allenfalls ein Stück weiter südlich, am Krakower See. Dieser See gliedert sich wie Johnsons Konstruktion in Untersee und Obersee, erstreckt sich in Nord-Süd-Richtung, hat auch eine Engstelle zwischen beiden, über die eine Brücke führt, die 1945 gesprengt war, und der Ort Krakow liegt eben dort, wo bei Johnson Wendisch Burg anzunehmen ist. Sogar das Nebengleis in nördlicher Richtung zur Berliner Strecke findet sich hier, und

ebenfalls in dieser Richtung als Abfluß des Untersees die Nebel, die hier allerdings noch nicht schiffbar ist. Allzu genau darf man es freilich auch in diesem Falle mit den Parallelen nicht nehmen. Die Ähnlichkeit ergibt sich mehr aus den kartographischen Umrissen als aus dem landschaftlichen Eindruck. Z. B. ist der Krakower Untersee von zahlreichen kleinen Inseln durchsetzt, die ihn als große Fläche gar nicht wirken lassen, die ‚Durchfahrt‘ zum Obersee ist wegen eines Dammes, der in die Engstelle gelegt ist, nur ein schmales Rinnsal, der Höhenzug, Johnsons ‚Grosses Eichholz‘, ist ebenfalls nicht so markant vorhanden, und überhaupt ist die Landschaft nicht so weiträumig zu überblicken, wie das in Johnsons Beschreibungen der Fall ist.²² Immerhin kann man sich aber vorstellen, daß ihn das Kartenbild dazu veranlaßt hat, sich das innerstädtische Güstrow an die Stelle von Krakow zu denken und dieser Montage dann einige für Mecklenburg typische weitere Konturen zu geben. Für den Entwurf unserer Karte sind wir jedenfalls von dieser Annahme ausgegangen.²³

Welche wahrnehmungsmäßigen Folgen ergeben sich nun aus diesen Erkenntnissen? Das Erstaunliche ist, daß sie sich auf das Vorstellungsbild von Wendisch Burg doch praktisch nicht auswirken. Sieht man einmal ab von der Schule und dem Dom, deren Gestalt sich allenfalls dem wirklichen Eindruck entsprechend verfestigt, so bleibt die einmal gewonnene Gesamtansicht des Ortes von den Realwahrnehmungen eigentlich ganz unberührt. Es ist, als sei die Übereinstimmung bzw. Nichtübereinstimmung mit bestimmten Wirklichkeitselementen bloß ein Zufall, so wie wir ihn auch sonst annehmen, wenn wir feststellen, daß wir irgendeine Landschaft, irgendeine Straße so ähnlich an einer anderen Stelle schon gesehen haben. Der Grund für diese Einschätzung ist, daß nichts uns dazu zwingen kann, an die Identität von Wendisch Burg und Güstrow überhaupt zu glauben. Da die Stadt in *Ingrid Babendererde* eine bestimmte geographische Position nicht hat und sich die Parallelen zu Güstrow als nicht besonders überzeugend erweisen, bleibt grundsätzlich vorstellbar, daß es sich um eine anderswo gelegene Stadt handelt. Denn wer kann schon sicher sein, daß er sämtliche Städte, die als Vorbilder infrage kommen, kennt? Vielleicht, so gewissermaßen der Vorbehalt, müßte man nur einmal über alle diese mecklenburgischen Seen fahren, um die Stadt dann doch irgendwo vor sich auftauchen zu sehen. Und wenn man sich am Ende eingestehen muß, daß auch dies wohl nicht der Fall sein wird, so wünscht man sich wenigstens, es möchte so sein. So bewährt sich diese Konstruktion auch gegenüber dem geographischen Wissen, d. h. sie läßt es gar nicht an sich heran und kann einem — jedenfalls aus der Ferne und jedenfalls dem Nicht-Mecklenburger — so wirklich zum Inbild Mecklenburgs werden oder zum Inbild dessen, was es vielleicht einmal war.

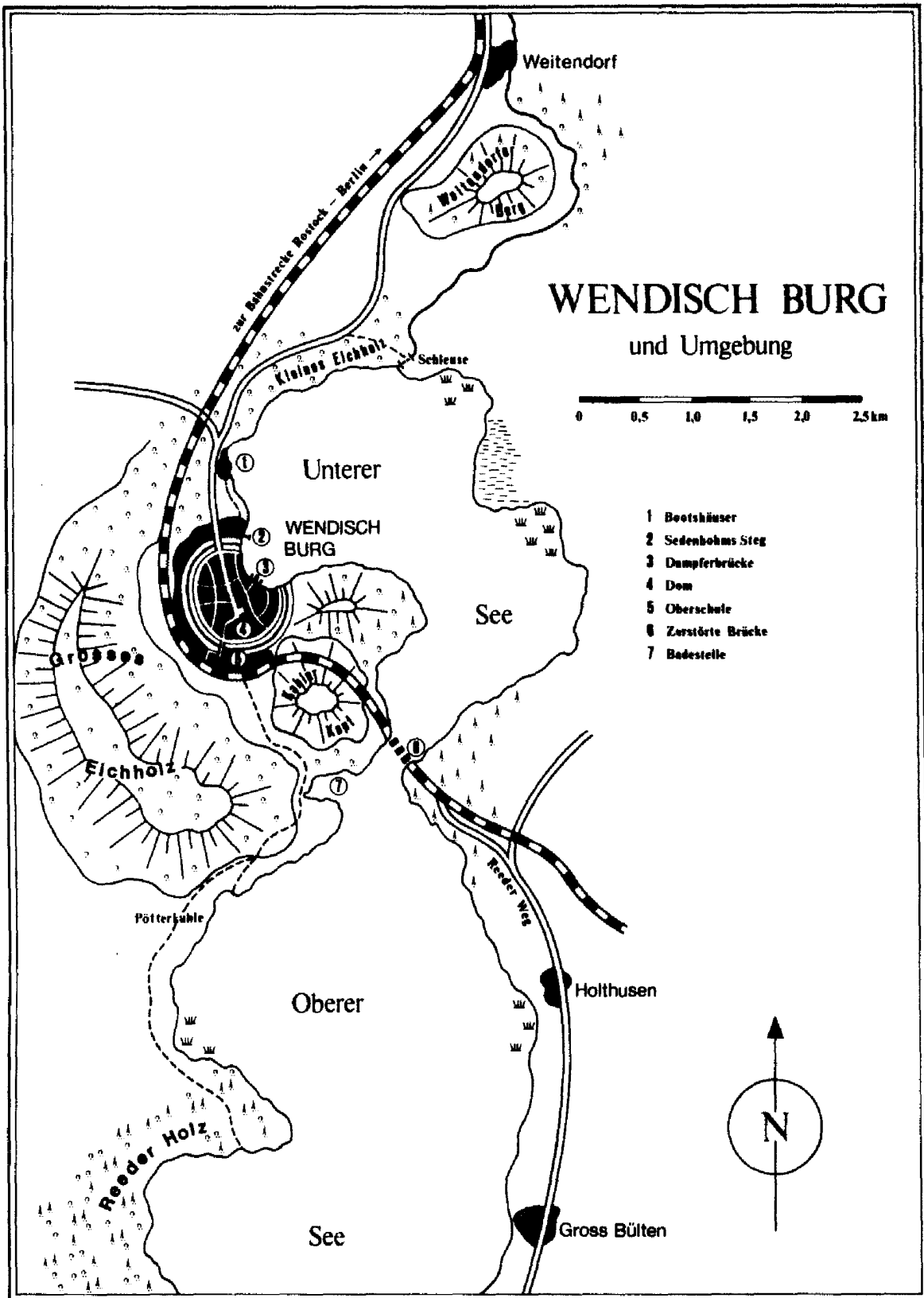
Eine wichtige Voraussetzung für das Funktionieren dieser Abgeschiedenheit und Abgeschildertheit ist allerdings, daß auch das Romangeschehen nicht lokal fixierbar ist. Zwar bezieht sich diese Schülergeschichte unzweifelhaft auf die DDR-Verhältnisse der 50er Jahre, aber sie führt doch nicht so eindeutig an historisch dokumentierte Ereignisse heran, daß sich der Schwebezustand des Ortes darüber verlieren könnte. Erst im Handlungszusammenhang der *Jahrestage* tritt diese Konstellation ein, und eben hier löst Johnson deshalb nicht nur die geographische Unbestimmtheit auf, sondern er muß

auch — den damit herbeizitierten realen Gegebenheiten entsprechend — das Erscheinungsbild seiner Erfindung verändern.

Doch bevor diese Abwandlung vorgenommen wird, finden wir den Ort einmal noch in seiner alten Gestalt wieder: in der 1964 veröffentlichten Erzählung „Eine Reise wohin“, in der der Hamburger Journalist Karsch dort einen Besuch macht. Bei Kriegsende hatte sich Karsch, so der Zusammenhang, als dessertierter Soldat bei Niebuhr auf dem Dachboden versteckt gehalten und will nun, fünfzehn Jahre später, den Ort noch einmal wiedersehen. Von der Schleuse blickt er auf die Stadt, „die an der anderen Seite der flachrunden Seebucht geduckt dasaß, mit niedrigen Hauszeilen am Wasser zu höheren Dächern bis zum rostroten Klumpen des Domturms“.²⁴ Doch die Stadt bleibt ihm stumm, er hat sie 1945 gar nicht kennengelernt, und so ist es eher, als würde Johnson einen Blick auf sie werfen, zu prüfen, wie sie wirkt, wo die, mit denen er hier umgegangen ist, nicht mehr da sind. Für Äußerungen darüber ist jedoch kein Platz, Karschs Erinnerungen haben nur mit der Schleuse zu tun. Er ist damals zufällig auf sie gestoßen, auf dem Weg über Demmin und Malchin weiter nach Westen, was bedeutet, daß der Ort noch dort liegt, wo wir ihn uns für *Ingrid Babendererde* am ehesten vorzustellen haben, in Richtung Krakower See. Doch der Anlaß, ihn hier wegzunehmen, wird eben an dieser Stelle eingeführt: In den letzten Kriegstagen, so erfahren wir, sind Pioniere bei Niebuhr erschienen, „die die Schleuse in den See sprengen sollten“.²⁵ Niebuhr verhindert das, aber für die Topographie hat die Idee Folgen.

Man wird darüber streiten können, ob dies überhaupt eine gute Idee war. Von Schleusensprengungen an den Mecklenburger Wasserwegen oder Vorhaben dieser Art ist nichts bekannt, sie wären wegen der geringen Höhenunterschiede — meistens nicht mehr als zwei Meter — und den dazwischenliegenden großen Seen auch ohne jeden Effekt gewesen. Wenn aber schon eine solche Aktion, und zwar gerichtet gegen den Vormarsch der Roten Armee, so machte sie nur am Ostrand von Mecklenburg einen Sinn, dort also, wo nach Süden die Havel abfließt. Denn im Westen und Norden standen die Engländer, und mit denen sollte es Niebuhr, den Geschicken Mecklenburgs entsprechend, ja nicht zu tun bekommen. Und eben „im fernen Südosten Mecklenburgs“ finden wir die Schleuse in den *Jahrestagen*, wo Johnson die Geschichte mit der beabsichtigten Sprengung wieder aufgreift und genauer erzählt, auch lokalisiert. Sie ist nun eine Havel Schleuse und oberhalb der am Müritz-Havel-Kanal gelegenen Bolterschleuse zu finden. Und da überdies auch noch mitgeteilt wird, wie man sie mit der Bahn erreicht — nämlich „auf einer südwestlichen Nebenstrecke von Neustrelitz aus“ —, ist ihre geographische Position schließlich ganz eindeutig.²⁶ ‚Gemeint‘ ist eine Schleuse am südlichen Ausgang des Woblitz-Sees, wo die Havel in einem Kanal, dem Kammer-Kanal, geführt wird, und als zugehörige Stadt kommt Wesenberg in den Blick. ‚Wesenberg‘ gleich Wendisch Burg — sollte dieses Klangbild nicht auch der Anstoß für den ja erst hier auftauchenden Namen der Stadt gewesen sein? Die Zusammensetzung mit ‚Wendisch‘ kommt in Mecklenburg aber auch tatsächlich vor, z. B. bei Goldberg als Wendisch Waren.

Die Ereignisse der letzten Kriegstage, die Johnson für Wendisch Burg erzählt, erin-



Der Schauplatz von Johnsons „Ingrid Babendererde“

nern freilich wieder an Güstrow. Auch diese Stadt ist — nach heimlicher telefonischer Kontaktaufnahme durch einen Hauptmann a. D. — kampflös an die Rote Armee übergeben worden, und auch hier hat man sich nachts mit russischen Offizieren getroffen und ihnen den unbewachten nördlichen Zugang zur Stadt gewiesen. Die näheren Umstände dieser Aktion könnte Johnson, sofern er nicht vom Hörensagen mit ihnen vertraut war, der 1965 erschienenen Schrift *Aus Güstrows Vergangenheit* entnommen haben, zumal er sich auf eine in diesem Jahr erschienene Stadtgeschichte von Wendisch Burg ausdrücklich beruft.²⁷ Entsprechend der östlicheren Position der Stadt hat er das Datum ihrer Übergabe allerdings vom 2. Mai 1945 auf den 29. April vorverlegt. Nur seine Teilung der Geschichte in eine ‚offizielle‘ Version, in der zwei Kommunisten die Hauptrolle spielen, und den tatsächlichen Verlauf, also den Anteil Niebuhrs, findet sich in dieser Schrift nicht bestätigt. Sie enthält beide Elemente, d. h. eben auch die Kontaktaufnahme durch den Hauptmann, und ist mithin in der üblichen Überbetonung des kommunistischen Widerstandes weniger auffällig als andere Berichte. Aber natürlich kann Johnson auch aus anderen Quellen geschöpft haben, Ähnliches hat sich zu Kriegsende in vielen Städten abgespielt.²⁸

Die Festlegung einer geographischen Position für Wendisch Burg ist allerdings nur die eine Folge der Idee, Niebuhr und seine Schleuse exemplarisch in das Kriegsende einzubeziehen, und es ist die weniger problematische. Zwar tritt die Erfundenheit dieses Ortes nun etwas deutlicher hervor, aber da Wendisch Burg in den *Jahrestagen* nur eine Nebenrolle spielt und die erzählten Ereignisse für das Kriegsende allgemein wahrscheinlich sind, nimmt die Illusion davon weiter keinen Schaden. Problematischer ist, daß Johnson in der Folge der Verlegung der Stadt auch deren gesamtes landschaftliches Profil ändern muß, und zwar deshalb, weil die Himmelsrichtungen nun nicht mehr dieselben sind. Das mag sich kurios ausnehmen, aber für einen so bewußten Gestalter wie Johnson war es eine heikle, ihn sicherlich sogar peinigende Operation. Da nämlich die Havel nach Süden fließt und wegen der Landschaftsgestalt Ostmecklenburgs auch nur ein südlicher Abfluß infrage kam, mußte die Schleuse nunmehr am südlichen, nicht mehr am nördlichen Ausgang des Untersees liegen und der Obersee sich logischerweise weiter nach Norden und nicht nach Süden erstrecken.²⁹ Wäre die Stadt bei dieser Umkehrung der Verhältnisse entsprechend mitgewandert, hätten sich auch für sie selbst alle Himmelsrichtungen umgekehrt. Das aber ist, wenn sich dergleichen Bilder erst einmal verfestigt haben, für die Vorstellungen äußerst unbequem, und so entscheidet sich Johnson denn auch für eine andere Lösung. Er behält die Lage der Stadt am südwestlichen Rand des Untersees bei und tauscht nur Obersee und Flußlauf gegeneinander aus. Der Blick von der Schleuse über den See auf die Stadt ist damit natürlich nicht mehr möglich, er kommt in den *Jahrestagen* auch nicht mehr vor. Die Schleuse liegt nun vielmehr einen Kilometer südlich von Wendisch Burg und hat offenbar keine Seeberührung mehr.³⁰ Dafür finden wir an ihrer alten Stelle die ‚Durchfahrt‘ zum Obersee und über sie hinweg eine Bahnlinie in nordöstlicher Richtung, also die nach Neustrelitz. In der Nähe der Brücke liegt noch ein Rangiergelände, das ‚D. E.‘ als Kind gern beobachtet hat, und in einer „gräflichen Försterei am Obersee, sechs

Kilometer von Wendisch Burg“, versteckt er sich als Fahnenflüchtiger bei Kriegsende.³¹

Vergleicht man diese Angaben mit denen des ersten Romans, so ist freilich nicht zu verkennen, daß sich deutliche Vorstellungen aus ihnen nicht mehr ableiten lassen. Johnson zitiert gewissermaßen die landschaftlichen Elemente nur noch, ihr Verhältnis zueinander bleibt unbestimmt. Für die Einprägsamkeit des ganzen ist das natürlich ein Verlust, die anheimelnde Zuverlässigkeit des ersten Eindrucks stellt sich nicht mehr her. Immerhin verstehen wir aber, warum das so ist, so daß das Urbild von diesen Umgestaltungen nicht weiter beschädigt wird. Oder wollte Johnson gar, daß wir die neue Ausstattung auch für seinen ersten Roman übernehmen? In den *Begleitumständen* gibt es dafür ein merkwürdiges, in gewisser Weise aber auch wieder verräterisches Indiz. Den Inhalt des Romans resümierend — er war ja nicht erschienen —, nennt er nicht nur „eine kleine Stadt im s ü d ö s t l i c h e n Mecklenburg“ seinen Handlungsort und gleicht also schon dessen Lage den *Jahrestagen* an, sondern er kehrt entsprechend auch noch die Richtung um, in der die beiden Hauptpersonen am Ende mit dem Motorboot fliehen: „zu einer Schnellzugstation weiter südlich“.³² Für wen allerdings konnte das in diesem Zusammenhang von Interesse sein? Wenn aber nur er selbst wußte, was dahinter stand — wessen Einrede sollte dann wohl mit diesen Festlegungen zum Schweigen gebracht werden?

Jerichow

Sucht man für das Prinzip, nach dem Johnson die Topographie Wendisch Burgs in den *Jahrestagen* überformt, nach einem Begriff, so trifft es am ehesten der der Historisierung. Wichtiger als die Raumwahrnehmung selbst wird nun die Ausstattung des Raumes mit historisch bedeutsamen Vorkommnissen. Grundsätzlich brauchte das eine das andere zwar nicht auszuschließen, weil auch Ereignisbeschreibungen zu einer festen Raumvorstellung hinführen können, aber bei Johnson läuft es doch auf diesen Gegensatz hinaus. Während in den frühen Romanen die gegenwärtige, im ursprünglichen Wortsinne ‚augenblickliche‘ Wahrnehmung dominiert — nicht immer so sinnlich vollständig wie in *Ingrid Babendererde*, aber doch wenigstens atmosphärisch vom jeweiligen ‚Augenblick‘ her aufgefaßt —, kommt es in den *Jahrestagen* aufgrund des geschichtlichen Akzentes zu einer Reihe zeitlich versetzter Vorgangsdarstellungen, in deren Folge man über den betreffenden Raum eher etwas weiß, als daß man ihn sieht. Aber auch die Tendenz zum ‚zitierten‘ Raum, die hier vorherrscht, d. h. die Tendenz, den Leser lediglich durch die Nennung von Namen ins Bild zu setzen, führt zu einer gewissen Anschauungsminderung. Zwar sind auch Namen keineswegs anschauungsleer, sie können sogar im Gegenteil, sobald sie sich auf gemeinhin bekannte Erscheinungen beziehen, deutlicher sein als jede Beschreibung, aber Mecklenburg liegt ‚uns‘ natürlich zu fern, als daß wir mit Namen viel verbinden könnten.

Das eigentliche Problem an Johnsons Historisierung des Raumes ist allerdings nicht die verminderte Anschaulichkeit — hier gibt es bestimmte Ansprüche ja kaum —, sondern die Kollision der Ortsentwürfe mit der wirklichen Geschichte. Anders als in den frühen Romanen, wo sich die Geschichte — als Zeitgeschehen — nur in ihren allgemeinen Auswirkungen auf anonyme Schicksale bemerkbar macht, sucht Johnson in den *Jahrestagen* die direkte Berührung dieser Schicksale mit den ‚großen‘, den öffentlich gewordenen Ereignissen. Für den Schauplatz New York geschieht dies hauptsächlich durch die *New York Times*, eine vielleicht manchmal langweilige, aber jedenfalls nicht unwahrscheinliche Lösung. Für Mecklenburg sind es in Augenzeugenschaft erlebte oder aus Erinnerung gewußte, immer aber an diesen Handlungsraum selbst unmittelbar angeschlossene Vorgänge und Verhältnisse. Eben dies jedoch macht Widersprüche nahezu unvermeidlich. Denn da sich die öffentlich gewordene Geschichte nicht an beliebigen, sondern an bestimmten Orten zugetragen hat, kann ihr Übergreifen auf einen fiktiven Raum nur zu leicht entweder diesen Raum unwirklich erscheinen lassen oder umgekehrt dieser Raum eine für ihn entworfene öffentliche Geschichte, und natürlich ist das eine so irritierend wie das andere. In den Kriegerlebnissen um Wendisch Burg haben wir solche Probleme schon sich andeuten gesehen, in den Geschicken von Jerichow und seiner Umgebung werden sie offenkundig.

Wo uns dieser Ort in Johnsons Romanwelt zum ersten Mal begegnet, in den *Mutmaßungen über Jakob*, ist er allerdings historisch noch ganz unschuldig. Es ist bloß der Ort, wo Jakob und Gesine aufgewachsen sind und wo Cresspahl noch wohnt. Er liegt in einem hügeligen Gelände vor der Ostsee und ist ausgestattet mit einer Kirche, einem kleinen Bahnhof, einer Ziegelei, einem Kriegerdenkmal und allerlei weiteren kleinstädtischen Merkmalen. Wie diese Dinge zueinander liegen, sieht man allerdings schon nicht mehr genau. Indessen vermißt man Angaben dazu auch nicht, weil für Orte mit einem solchen Allerweltsprofil der atmosphärische Umriss genügt.³³ Genau festgelegt ist jedoch Jerichows geographische Position. Wie man aus verschiedenen Hinweisen erschließen kann und in der Literatur über Johnson auch frühzeitig erschlossen hat, liegt der Ort exakt an der Stelle der mecklenburgischen Kleinstadt Klütz im Kreis Grevesmühlen, zwanzig Kilometer östlich von Travemünde.³⁴ Im Unterschied zum ‚frühen‘ Wendisch Burg gibt es hier also von Anfang an eine Stelle, zu der sich die Phantasie hinbewegen kann.

In den *Mutmaßungen* bleibt diese Stelle allerdingens noch verhältnismäßig unauffällig, man muß schon genau hinsehen, um sich über sie klar zu werden. Erst in den *Jahrestagen* wird sie offen, ja hier nun nachgerade so demonstrativ angezeigt, daß man sie bei einer halbwegs aufmerksamen Lektüre einfach nicht mehr verkennen kann. Da gibt es nicht nur die wiederholte richtungsmäßige Zuordnung zu den Städten Lübeck und Wismar, Schwerin und Ratzeburg, sondern auch genaue Entfernungsangaben zur Grenze und zum Dassower See und immer wieder die Lagebestimmung dicht an der Ostsee, auf dem Landstreifen zwischen der Lübecker und der Wismarer Bucht.³⁵ Und schließlich heißt es an einer Stelle sogar, manchmal benähmen sich die Jerichower, „als wären sie Klützer“, ein Hinweis, der auch dadurch nicht an Deutlichkeit ver-

liert, daß Klütz in einem anderen Zusammenhang noch einmal als eine Jerichow irgendwie benachbarte Stadt genannt wird.³⁶

Mit dieser Deutlichkeit beginnt nun allerdings auch das Dilemma. Eine Ortsbesichtigung wird möglich und verläuft prompt enttäuschend: Zwar gibt es in Klütz das Inventar von Jerichow, also Kirche, Bahnhof, Kriegerdenkmal, bis vor wenigen Jahren sogar auch die Trümmer einer alten Ziegelei, aber die Physiognomie von Johnsons Konstruktion erkennt man in diesen Elementen nicht wieder. Die erste Irritation ergibt sich schon daraus, daß man sich Jerichow von Hügeln umgeben bzw. in einer Senke vorstellen muß,³⁷ Klütz jedoch eher auf einer Anhöhe liegt. Für den Ort selbst trifft besonders das erweiterte, aber auch veränderte Bild der *Jahrestage* nicht zu. Hier unterscheidet Johnson ja — anders als in den *Mutmaßungen* — einen südlich des Bahnhofs gelegenen älteren Teil mit Kirche, Friedhof und Ziegelei und einen jüngeren nördlichen Teil mit dem Gebiet um den Marktplatz.³⁸ Erklärt wird dieses Ortsbild aus einem Brand, der die ältere Stadt um die Kirche im 18. Jahrhundert vernichtet und die nördliche Neuansiedlung zur Folge gehabt hat. Da diese Konstruktion in der Handlung jedoch weiter keine Rolle spielt, wird man sich schnell darüber klar, daß es sich bei ihr auch nur wieder um einen erzählerischen Notbehelf handelt. So wie im Falle von Wendisch Burg die Schleusensprengung ist hier offenbar die Ansiedlung des Fliegerhorstes Jerichow Nord der Grund dafür, daß das ursprüngliche Ortsbild nicht beibehalten werden kann.³⁹ Denn wegen der Lage der Stadt dicht vor der Ostsee ist für einen Fliegerhorst nördlich von ihr im Grunde kein Platz. Johnson berücksichtigt das auch, indem er die Anlage sich hauptsächlich „kilometerweit nach Westen“ erstrecken läßt.⁴⁰ Indessen störte dann immer noch die Kirche, die in den *Mutmaßungen* samt Friedhof und Ziegelei zur See hin liegt und damit praktisch vor der Landebahn gestanden hätte. Ausblenden konnte Johnson diesen den Cresspahls zugeordneten Handlungsraum nicht, also versetzt er ihn komplett an den Südrand von Jerichow und behält nördlich des Bahnhofs — zum Beleg für die Seenähe und erklärt aus der Brandkatastrophe — nur das Gebiet um den Marktplatz bei. Warum er den Fliegerhorst überhaupt haben wollte und auch auf ein ‚Jerichow Nord‘ Wert legte, werden wir noch erörtern. In topographischer Hinsicht jedenfalls hat diese Setzung zur Folge, daß die Ähnlichkeit mit Klütz — hier liegt der Ortskern wie in den *Mutmaßungen* geschlossen nördlich des Bahnhofs — vollends verlorenght. Indessen dürfte Johnson dies weniger beunruhigt haben als die Unstimmigkeit in der Ortskonstruktion selbst. Denn trotz einiger Details, die sonst noch auf Klütz hinweisen,⁴¹ muß man wohl davon ausgehen, daß er diesen Ort sowieso nicht gekannt hat. Vermutlich hat er sich für seine Konstruktion von vornherein auf Meßtischblätter gestützt, wie sie in den *Mutmaßungen* auch Rohlf's, der Mann von der Staatssicherheit, zur Orientierung in diesem Raum benutzt.⁴²

Auffindbar oder nicht — was spielt das bei einem so kleinen Ort für eine Rolle? Hätte Johnson es bei einer bloßen Andeutung der Lage belassen, wäre man in der Tat nicht besonders begierig, der Identitätsfrage auf den Grund zu gehen. Eine genaue geographische Position jedoch, noch dazu, wenn sie so beharrlich hervorgehoben wird wie in den *Jahrestagen*, hat ihre eigene Logik und Verbindlichkeit. Sie dirigiert die Phan-

tasie, sobald man sie zur Kenntnis nimmt, unweigerlich an eine bestimmte räumliche Stelle. Was sich ereignet haben soll, soll sich hier ereignet haben, es ist dieser und kein anderer Punkt auf der Erdoberfläche, an dem wir uns das Erzählte vorzustellen haben. Sicherlich erwartet man deshalb an Ort und Stelle noch keine sicheren Beweise für die Wahrheit der Vorgänge — so deutliche Spuren hinterlassen die Schicksale von Menschen ja sowieso in der Wirklichkeit zumeist nicht. Aber man möchte doch auch nicht geradezu von der Unmöglichkeit des Geschehens überzeugt werden. Das kann so weit gehen, daß selbst noch gegen den Augenschein an der Idee der Ortsidentität festgehalten wird. Ein in der *Süddeutschen Zeitung* erschienener Bericht über Klütz kommt zu dem Ergebnis, daß dies trotz gewisser Abweichungen doch wohl Johnsons Jerichow sei, identifiziert den Standort der Ziegelei, wo ‚Cresspahls gewohnt‘ haben, entdeckt die Telefonzelle, aus der Gesine einmal telefoniert hat, erkennt die Bahnhofsgaststätte wieder usw.⁴³ Konsensfähig sind solche Phantasieleistungen schließlich aber nicht, sie halten einer Überprüfung einfach nicht stand. Hat man sich die Nichtidentität aber erst klar gemacht, ist es sehr schwer, sich den Glauben an die Möglichkeit des Erzählten noch festzuhalten. Der reale Ortseindruck drängt sich immer vor und beschwört stets von neuem die widrige Empfindung herauf, daß alles, was man liest, *nicht* geschehen ist.

Nun ist natürlich Ortskenntnis bei einem so kleinen Ort wie Klütz eher die Ausnahme, so daß die Gefahr einer Desillusionierung aus dieser Ursache nicht besonders groß ist. Hinzu kommt aber, was wir ‚Historisierung‘ genannt haben, also die Einbindung der erfundenen Orte in bekannte geschichtliche Zusammenhänge — und hier kann man sich gewisser Unstimmigkeiten sehr viel eher bewußt werden. Welche Folgen das für Jerichow hat, werden wir gleich erörtern. Das zunächst auffälligste Beispiel in dieser Hinsicht bietet sicherlich Gneez, jene bei Jerichow gelegene größere Kreisstadt, von der uns im vierten Band der *Jahrestage* ein umfangreiches Porträt entworfen wird.⁴⁴ Daß es sich bei dieser Stadt der Lage nach nur um Grevesmühlen handeln kann, hat man schnell erfaßt — also liegt es vielleicht doch nicht so ganz fern, sich einmal anhand eines Lexikons zu vergewissern, ob das umfangreiche Datengerüst, das Johnson seiner Stadtbeschreibung hinzufügt, auch wirklich auf Grevesmühlen verweist. Schon das jedoch darf man nicht, wenn man die Illusion nicht zerstören will. Als erstes fällt auf, daß Johnsons Gneez mit 38 000 Einwohnern mehr als dreimal so groß ist wie das reale Grevesmühlen, und auch das angegebene Gründungsjahr 1235 stimmt mit dem tatsächlichen — 1261 — nicht überein. Also was nun mit der über mehrere Seiten sich hinziehenden Stadtbeschreibung anfangen? Gilt sie nur zu Teilen, gilt sie einer anderen, gilt sie überhaupt keiner wirklichen Stadt? Den Stadtsee und den Warnowsee z. B. gibt es bei Grevesmühlen, wenn auch nördlich und nicht wie bei Johnson südlich des Stadtgebietes. Die Geschichte des Namensstreites um einen der Seen — mit Hinweis auf ein im 30jährigen Krieg untergegangenes Dorf ‚Woternitz‘ — erweist sich jedoch als Fiktion. Das Dorf existiert noch, es heißt nur Wotenitz.⁴⁵ Auch den ‚Wallensteingraben‘ gibt es, jedoch nicht bei Grevesmühlen, sondern bei Wismar, so daß Gneez strenggenommen 20 Kilometer weiter östlich liegen müßte. Ein anderes Fak-

tum, der Aufenthalt des dänischen Königs Friedrich IV. in der Stadt am 20. Dezember 1712, zeigt indessen eher weiter nach Süden, nach Gadebusch, wo an jenem Tag eine Schlacht der Dänen gegen die Schweden stattfand.⁴⁶ Und der Brand des Domes im Jahre 1659 oder die Hexenverbrennung im Jahre 1676? Vielleicht gab es diese Ereignisse in Grevesmühlen, vielleicht gehören sie auch nach Rostock oder nach Schwerin oder sie ereigneten sich zu einer anderen Zeit — es ist gar nicht so einfach, das überhaupt herauszufinden.⁴⁷

Bis man so weit gekommen ist, will man es aber schon gar nicht mehr wissen. Man will es nicht wissen, weil es Johnson offenbar nur um eine historische Aura für seine Stadt zu tun ist und er etwas Bestimmtes mit diesen Angaben gar nicht meint. Kommt diese Aura aber auch zustande? D. h. kann uns wirklich eine ‚Legende‘ noch überzeugen, die in dieser Weise zusammengesetzt ist aus einer Reihe typischer Merkmale der Landesgeschichte? Als Bild oder Typus einer mecklenburgischen Stadt funktioniert Gneez doch wohl nur solange, wie man von den angedeuteten Sachverhalten nichts weiß und sich für die Stadt auch nicht interessiert. In dem Moment jedoch, wo man hier nachzufragen beginnt, ist es damit vorbei. Es geht einem dann mit ihr wie mit den Attrappen, von denen man sich für einen Moment hatte täuschen lassen: als durchschaute werden sie belanglos, in gewisser Weise sogar verächtlich. Man bemerkt dann nur noch die Raffinesse, die auf die Täuschung verwendet worden ist, und weiß nicht recht, ob man es mehr ärgerlich oder mehr lächerlich finden soll, daß man in dieser Weise sollte irreführt werden. Das ist auch der Unterschied zu einer Schöpfung wie der des frühen Wendisch Burg. An sie mögen wir glauben oder nicht glauben — nichts an ihr veranlaßt uns doch jedenfalls, sie mit unverwechselbaren historischen und geographischen Fakten in Verbindung zu bringen. Sie ist nichts als die beleuchtete Stelle in einer ansonsten im Halbdunkel gelassenen Welt. Im Falle von Gneez jedoch, wo Johnson seine Konstruktion wieder und wieder mit solchen Fakten zu beglaubigen sucht, wo er uns nachgerade zwingt, sie ins Auge zu fassen, erweist sich nur, daß unser weltliches Wissen letztlich nicht außer Kraft zu setzen ist. Das Bild des Ortes nimmt Schaden, unsere Vorstellung von ihm zerfällt.

Nun ist der Ausstattungsaufwand, den Johnson für Gneez treibt, für die Handlung eigentlich nicht erforderlich, d. h. er ist, da er im Zweifelsfall nur stört, letztlich weiter nichts als ein Fehler. In seiner ganzen Tragweite sichtbar wird das Problem der geschichtlichen Ausstattung erfundener Schauplätze erst dort, wo auf diese Ausstattung nicht verzichtet werden kann, wo also durch sie das Erzählte erst überhaupt möglich wird. Dies ist auf exemplarische Weise bei Jerichow der Fall, und zwar in der Konstruktion des Fliegerhorstes Jerichow Nord und den mit ihm verbundenen Vorgängen und Verhältnissen. Was mit der Einführung dieses Fliegerhorstes erreicht werden sollte, ist nicht schwer zu erkennen. Zum einen sollte der ansonsten allzu abgeschiedene Jerichower Winkel durch ihn in eine deutlichere Beziehung zu Hitlers Krieg treten. Zum anderen mußte für Cresspahl, für den sonst die Einberufung und mithin der Weggang aus Jerichow das Nächstliegende gewesen wäre, eine Möglichkeit gefunden werden, ihn ‚uk‘, sprich unabkömmlich zu stellen, was bei Tätigkeit für einen Fliegerhorst

einleuchtend war. Und zum weiteren ließ sich auf diese Weise auch noch die Widerstandsproblematik in die Handlung einbeziehen — Cresspahls Nachrichtenübermittlung an die Engländer. Diese Verdeutlichung des zeitgeschichtlichen Profils wird allerdings erkaufte um den Preis einer gewissen topographisch-historischen Unwahrscheinlichkeit für die Erfindung selbst. Ein Flugplatz ist nun einmal keine solche Allerweltseinrichtung, daß man in der Fiktion frei über sie verfügen kann. Soweit Johnson uns diese Einrichtung aber glaubwürdig zu machen sucht, d. h. soweit er sie zu den politisch-militärischen Verhältnissen des Dritten Reiches in eine engere Beziehung bringt, kommen wiederum Tatsachen in den Blick, die sich mit ihrer Verwendung in der Fiktion nicht vertragen. Kurzum, an der Erfindung des Fliegerhorstes Jerichow Nord zeigen sich symptomatisch die Grenzen, die der Literatur im Umgang mit der historischen Wirklichkeit heute gezogen sind — immer vorausgesetzt natürlich, daß die Erfindung uns noch überzeugen, daß sie noch wahrscheinlich wirken soll.

Einige der zu beobachtenden Unstimmigkeiten haben ihre Ursache allerdings weniger in den Vorgaben der Geschichte als in den Vorgaben der *Mutmaßungen über Jakob*, also in der Tatsache, daß Johnson sich bei seiner Flugplatzkonstruktion an einem Ortsentwurf orientieren muß, der für diese Konstruktion zunächst nicht vorgesehen war. Zu welchen Veränderungen er dadurch bei der Ortsgestaltung genötigt ist, haben wir schon berührt. Ob der vorstellungsmäßige Widerspruch zwischen der Lage der Stadt an der Ostsee und einem nördlich sich anschließenden Flugplatz durch sie wirklich beseitigt ist, bleibt aber wohl zumindest fraglich. Schwerer allerdings wiegt, daß dieser Flugplatz, obwohl er in den Jahren 1935 bis 38 von der Luftwaffe neu errichtet wird, keinerlei militärische Bedeutung erlangt oder erlangen darf. Jede Unterstellung einer kriegswichtigen Rolle nämlich für diesen Platz hätte — abgesehen von den historischen Beglaubigungsproblemen — für die kleinstädtische Binnenwelt Jerichows erhebliche Folgewirkungen haben müssen, und sei es zuletzt nur die, daß die Stadt dann bombardiert worden wäre. Solche Folgen jedoch sollten, ja durften nicht sein, weil sie im Jerichow der *Mutmaßungen* noch nicht bzw. nicht mehr zu erkennen sind und weil überhaupt der behäbige Rhythmus der Jerichower Verhältnisse darunter gelitten hätte. Die demonstrative Unbedeutendheit aber verleiht der ganzen Erfindung ein merkwürdig harmloses, ja geradezu verwünschenes Ansehen, wofern nicht schlicht der Eindruck eines Schildbürgerstreiches aufkommt, und dies sind denn doch wohl nicht die Dimensionen, die uns den Einsatz der Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg in das richtige Licht rücken.

Obwohl nun aber der Fliegerhorst so unbedeutend ist und er in der Handlung auch nur selten in Erscheinung tritt, kann Johnson doch andererseits nicht umhin, ihn historisch so auszustatten, daß seine Existenz eine gewisse Wahrscheinlichkeit gewinnt. Indessen entsteht auch hier nicht der Eindruck von Realität, sondern nur der einer angestrengten Konstruiertheit, an der man bei näherem Hinsehen sogar noch aussetzen kann, daß nicht einmal alles fehlerfrei ist. Ein Hauch von historischer Mimikry liegt bereits über den Namen. ‚Jerichow Nord‘ stellt natürlich eine assoziative Annäherung dar an Peenemünde Nord, den Luftwaffenstützpunkt mit den V-Waffen auf der Insel Usedom,

der dann auch noch in einem weiteren Zusammenhang in den Blick kommt. Der zweite Name, ‚Mariengabe‘ — nach dem Dorf, das bei dem Bau des Fliegerhorstes „draufgegangen war“ —, ist eine Anspielung auf Marienehe, den Flugplatz der Heinkel-Werke bei Rostock, dem ein Gut dieses Namens hatte weichen müssen.⁴⁸ Daß bei solchem Hintergrund die Angaben über die in Jerichow Nord stationierten Flugzeuge und militärischen Einheiten, über die Flugplatzausstattung und die Einsatzbedingungen völlig verhältnismäßig sind, versteht sich von selbst und soll hier nicht dokumentiert werden. Johnson geht aber noch weiter und berücksichtigt auch die Wandlungen in der Organisationsstruktur der Luftwaffe. Bei der Eröffnung am 26. Oktober 1938 — beiläufig kalendergenau ein Mittwoch, wie überhaupt alle Zeitangaben bis in die Mondscheinverhältnisse hinein kalendersynchron sind — gehört der Fliegerhorst noch zum ‚Luftgau III Berlin‘. Später kommt er zum ‚Luftgau XI Hannover‘, wie es bei seiner kartographischen Lage tatsächlich der Fall gewesen wäre, und untersteht damit dem ‚Luftwaffenkommando 2 (Nord) in Braunschweig‘, dessen Chef auch wirklich der ‚General der Flieger Helmuth Felmy‘ war.⁴⁹ Auch die ‚Luftwaffenerprobungsstelle Rechlin‘, die Cresspahl ausforscht, gibt es, desgleichen die ‚Arado-Werke‘, wohingegen die ‚Walther-Bachmann-Flugzeugwerke‘ bei Ribnitz dann doch eine Erfindung sind.

Mit den Arado-Werken hat es allerdings noch eine Bewandnis besonderer Art. Richtig ist, daß diese Flugzeugwerke, die Johnson in Gneez ansiedelt, in Mecklenburg beheimatet waren, in Warnemünde. Auch den Strahlbomber Ar 234, den er nennt und als „das Ding mit den vier Düsenmotoren B.M.V. 003“ beschreibt, haben sie gebaut, nicht zwar in Warnemünde, aber doch in einem Zweigwerk in Berlin.⁵⁰ Nur die Typenbezeichnung des Motors trifft hier nicht zu: es war kein ‚B.M.V.‘, sondern ein BMW 003. Mit der Chiffrierung will Johnson offenbar ausschließen, daß der Laie an dieser Stelle auf eine ‚BMW-Leistung‘ aufmerksam wird, die sich wie die Bestätigung bestimmter Werbestrategien dieser Firma lesen könnte, während er andererseits den Kenner doch nicht im Zweifel darüber zu lassen wünscht, daß er selbst Bescheid weiß.

Oder handelt es sich schlicht um einen Lese- oder Druckfehler? Gleichzeitig ist Johnson für die Arado-Werke nämlich zu einer Fiktion bereit, die es an solcher Subtilität durchaus fehlen läßt: der Verbindung dieser Werke mit der „Heeresversuchsanstalt Peenemünde“ und damit der Herstellung der V 2. Wir übergehen die Tatsache, daß dem nachrichtensammelnden Cresspahl die Produktion dieser Waffe in seiner unmittelbaren Nachbarschaft nicht hätte verborgen bleiben sollen (denn dann hätten die Engländer durch ihn etwas erfahren müssen, was sie tatsächlich nicht erfahren haben), wir übergehen auch die Merkwürdigkeit, daß Arado Gneez nie bombardiert wird.⁵¹ Das eigentlich Bedenkliche sind erst die Folgen, die sich in Johnsons Fiktion aus der V2-Geschichte nach dem Krieg für die Mitarbeiter des Werkes ergeben. Wie uns erzählt wird, werden sie am 22. Oktober 1946 in großer Zahl samt ihren Familien nachts aus ihren Häusern geholt und in die Sowjetunion abtransportiert, wo sie natürlich zum Aufbau einer sowjetischen Raketenindustrie beitragen müssen. Die Art, in der Johnson das darstellt, ist ein Kabinettstück an Ironie — nur daß diese Ironie ihren vollen Sinn erst dann gewinnt, wenn man weiß, daß es dieses Massen-Kidnapping am 22. Oktober

1946 tatsächlich gegeben hat.⁵² Die Anbindung dieser Vorgänge an die halbauthentischen Arado-Werke und an das nichtauthentische Gneez empfindet man dann allerdings als einen sonderbaren Umweg, d. h. als eine Art von Verschleierung, die angesichts der zeitgeschichtlichen Unverwechselbarkeit dieses Vorganges zu einem Widerspruch in sich selbst wird. Jeder, der hier ‚etwas merkt‘, wird das Bedürfnis haben, diese Dinge richtig zu wissen. Und wer nichts merkt — muß ihm nicht Johnsons Sarkasmus allzu künstlich und unbegründet erscheinen?

Die heikelste Folge der andauernden Vermischung von Realität und Fiktion ist allerdings die, daß am Ende selbst noch die pure Wahrheit bloß wie eine Erfindung aussehen kann. Wir beziehen uns damit auf das Gespräch, das Gesine mit ihrer Tochter über die ‚Jerichow-Sirenen‘ führt. Diese Sirenen, so erklärt sie dem Kind, seien in die Ju 87, den ‚Stuka‘, eingebaut gewesen, um durch ihren Heulton beim Angriff zusätzlich Schrecken zu erregen, vom Namen her natürlich zurückzuführen auf die biblischen ‚Trompeten von Jericho‘. Doch Marie will die Geschichte nicht glauben. Jericho-Sirenen auf dem Flugplatz von Jerichow, das sei ihr „ein Zufall zuviel“. Wir allerdings, die Leser, sollen und müssen sie glauben, denn die Sache stimmt, es hat diese Sirenen an der Ju 87 wirklich gegeben, und sie sind von ihrem Erfinder Udet auch ‚Jericho-Trompeten‘ genannt worden.⁵³ Was tut Johnson also? Er geht nicht auf die Namensgleichheit mit ‚seinem‘ Jerichow ein, sondern fragt, was wohl die Bürger der anderen, der ‚größeren‘ Stadt Jerichow bei Magdeburg zu dieser Erfindung gesagt haben mögen. Das aber heißt nichts anderes, als daß hier, wo das Namensspiel die Wirklichkeit vollkommen zu verdecken droht, hilfswise auf ein zusätzliches Realitätsmoment Bezug genommen werden muß, damit nicht er selbst, Johnson, als der Erfinder des Namens in Betracht oder in Verdacht kommt.⁵⁴ Indessen hat diese Notbremsung schon bei den Herausgebern des *Kleinen Adreßbuches* nicht funktioniert. Sie registrieren „Jerichow sirenen“ und gehen mithin davon aus, daß es sich um eine fiktive Benennung im Anschluß an den Romanschauplatz handelt, sofern sie nicht sogar die Sirenen selbst damit als Erfindung ausweisen wollen.⁵⁵ Die Stukaangriffe also des Zweiten Weltkrieges in Johnsons verbesserter Ausführung — deutlicher können sich die fragwürdigen Folgen seines imitatorischen Realismus nicht offenbaren.

Man mag einwenden wollen, daß Johnson für die Unaufmerksamkeit seiner Kommentatoren schließlich nichts könne. Doch dieser Einwand geht fehl. Die Wahrheit ist, daß seine Art der Faktenverwertung auf genau diese Unaufmerksamkeit berechnet ist, d. h. daß er mit seiner Mischung aus Tatsächlichkeit und Fiktion ein Bild von wirklich ‚täuschender‘ Echtheit hat erzeugen wollen. Und wer wäre auch in der Lage, zwischen allen diesen richtigen oder teilrichtigen oder auch unrichtigen Sachverhalten genau zu unterscheiden? Was wir hier zum historischen Umfeld von Jerichow gesagt haben, stellt ja bloß einen kleinen Ausschnitt aus der Gesamtheit der Wirklichkeitsbezüge dar. Hinzu kämen die vielen weiteren Ausführungen zu Mecklenburg — man denke nur an die seitenlange Aufzählung von Fällen politischer Justiz in der Zeit um 1950⁵⁶ —, aber auch die Angaben zu den Verhältnissen in den USA, zu Vietnam, zur Tschechoslowakei, ja vielleicht sogar noch die Zitate — oder Nicht-Zitate? — aus der *New York Ti-*

mes. Man könnte mit der Kommentierung der *Jahrestage* wahrscheinlich Bände füllen und immer noch im Zweifel sein, ob man in allen Fällen das wirklich Faktische vom bloß erfundenen Faktischen richtig unterschieden hätte.

Also sollte man es besser lassen? Sich einfach in Johnsons Imaginationen einzurichten versuchen und ihnen einen Möglichkeitsstatus von der Art einräumen, wie man ihn auch sonst bei Romanen annimmt? Es soll gar nicht bezweifelt werden, daß das gehen kann, auch nicht, daß man dann ein prinzipiell zutreffendes Bild von den Verhältnissen hätte, die Johnson erfaßt. Nur: wollen wir uns wirklich wünschen, daß das geschieht? Hieße es nicht, daß uns die Wahrheit über diese Verhältnisse so entzogen oder so gleichgültig wäre, daß uns jedes nur halbwegs ähnliche Bild von ihnen genüge? Und selbst wenn es dazu käme — wie hätte man sich dann als Wissenschaftler, auch schließlich als Literaturwissenschaftler dazu zu verhalten? Man könnte sich doch wohl nicht hinstellen und es dem Roman als Stärke nachrühmen, daß er bei einem hinreichenden Grad von historischer Unkenntnis zu einem perfekten Wirklichkeitseindruck führt. Aber natürlich wird es dazu auch nicht kommen. Auch wenn der topographische Aspekt, auf den wir hier in erster Linie eingegangen sind, von vielen für vielleicht nicht so wichtig gehalten wird — bei der großen Zahl realitätsverdächtiger Momente, die der Roman insgesamt enthält, wird sich das Interesse an einer Kommentierung an irgendeiner Stelle vermutlich bei jedem melden, und wo es erst einmal da ist, ist meist auch das entsprechende Wissen nicht weit. Sobald aber unsere Kenntnisse dem literarischen Text irgendwo widersprechen, können wir nicht anders, als ihnen den höheren Rang zuzugestehen, und unsere Distanz gegenüber der Fiktion wird um so größer werden, je mehr wir zu der Überzeugung kommen, daß uns mit der Wahrheit ebenso oder besser gedient gewesen wäre.

So erkennen wir in den topographisch-historischen Widersprüchen, in die sich Johnson in den *Jahrestagen* verstrickt, ein allgemeines, ein grundsätzliches Problem der heutigen erzählenden Literatur. Es besteht darin, daß die ‚große‘, die exemplarische, die das private wie das öffentliche Leben vollständig umfassende Geschichte nicht mehr erzählt werden kann, d. h. nicht mehr in Gestalt einer Fiktion. Als Lebensberichte, als Dokumentationen, als persönliche Erinnerungen haben solche Geschichten natürlich alle Möglichkeiten. Sogar für Erfindungen ist in ihnen Platz, in Bereichen nämlich, in die wir ohnehin keinen Einblick haben. Es genügt für sie als Legitimation, daß sie dem öffentlich Gewußten nicht widersprechen. Geschichten jedoch, die schon auf dieser Ebene als Erfindung zu erkennen sind, weil ihr fiktives Personal, in unsere eng beschriebene Zeitgeschichte hineinmontiert, hier immer wieder mit Sachverhalten zusammenstößt, über die wir schon anderweitig Bescheid wissen, haben es schwer, uns noch zu überzeugen. Ihre Menschen sind immer in Gefahr, uns als bloße Phantome zu erscheinen — und wer möchte sich schon mit solchen Phantomen beschäftigen, wenn ihm für die gleiche Zeit und die gleichen Verhältnisse Bücher über wirkliche Schicksale in großer Zahl zur Verfügung stehen? Allenfalls zu didaktischen Zwecken, als bequeme Veranschaulichung von Zusammenhängen, die sonst einem bestimmten Publikum vielleicht nicht zugänglich wären, mögen uns solche zeitgeschichtlichen Fik-

tionen noch gerechtfertigt erscheinen. Im Grunde ist es ja auch der historische Roman, aus dem sie stammen und der uns auf diese Weise die Einfühlung in Zeiten ermöglichen will, von deren Alltagsverhältnissen wir sonst keine Vorstellung hätten. Doch wollen wir uns die *Jahrestage* wirklich in die Nähe von Büchern stellen, die uns in einer probaten Mischung aus Familiensaga und historischen Ereignissen auf unterhaltsame Weise Geschichtsunterricht erteilen? Das doch wohl nicht. Nicht daß dafür der informatorische Teil zu schwach entwickelt wäre, daß man von der öffentlichen Geschichte hier nicht genug erführe. Sondern eher gibt es umgekehrt in diesem Roman viele so wahre, so schöne, so genaue Geschichten über die Vergangenheit, daß man den ganzen historischen und landeskundlichen Apparat nicht braucht, den Johnson um sie herum aufbaut, nicht braucht, weil eben sie selbst Geschichte und Zeitgeschichte sind. Vielleicht hätte es genügt, sie uns allein zu erzählen, und sicherlich wäre es besser gewesen, die historischen Begebenheiten, wenn sie denn mit dabei sein sollten, deutlicher von ihnen zu trennen. Wie in das frühe Wendisch Burg oder das Jerichow der *Mutmaßungen* wären wir ihm dann wohl auch an die fiktiven Schauplätze der *Jahrestage* ohne Widerspruch gefolgt.

Auf dem Hintergrund von Johnsons eigener Lebenserfahrung hat sein beständiges Herbeizitieren und Rekonstruieren des mecklenburgischen Raumes allerdings noch einen besonderen Grund, und wir wollen uns von diesem Gegenstand nicht abwenden, ohne ihn nicht wenigstens berührt zu haben. Mecklenburg war für ihn seit seinem Weggang aus der DDR ein ihm verlorenes, ja verbotenes Land, aber gerade deshalb wurde es ihm zu einer immer trauteren, fest in der Vergangenheit aufgehobenen Heimat. Zwar war er dort nicht geboren, und es waren auch eher unruhige und von wiederholten Ortswechseln gekennzeichnete Zeiten, die er in diesem Land bzw. dieser Region verbracht hatte,⁵⁷ in Anklam, in Recknitz, in Güstrow, in Rostock. Aber in der Erinnerung nahmen sie eine Verlässlichkeit an, die jeder Sehnsucht gewachsen war. Alles, was er selbst nicht kennengelernt hat, das Verwurzelte an einem Ort, die Einbindung in eine soziale Gemeinschaft, das Sichverstehen und Sich-Verständigen-Können in einer sicheren Tradition — hier konnte er es sich hinträumen, hier es sich zuschreiben, hier sich einen Begriff davon machen, was es vielleicht auch im Bösen damit auf sich hatte. Denn es war dies ja nicht nur das Leben, das er nicht gelebt hatte, es war auch die Geschichte, die ihn um dieses Leben betrogen hatte. Auch sein Weggehenmüssen, erst in, dann aus Mecklenburg, hatte ja etwas mit dieser Tradition zu tun oder dem, was aus ihr geworden war. Das Land selbst geriet ihm darüber freilich mehr und mehr zu einem Traumland, zu einer Heimat, die auf der Landkarte nicht mehr zu finden war.

Was er sich antat mit dieser Suche nach der verlorenen Zeit, dem unerreichbaren Land — denn das war es am Ende doch mehr als eine Aufarbeitung von ‚unbewältigter Vergangenheit‘ —, das ist freilich auch zu erkennen. Der Preis war, daß ihm der Verlust nur immer größer geriet, daß er, ihn sich festhaltend, einfach nirgendwo anders mehr ankam. Gesine, die sich stellvertretend für ihn erinnert, die als Romanfigur so rückwärtsgewandt zu leben hat, wie er wirklich gelebt hat, sagt das einmal mit merkwürdi-

ger Offenheit. Ein Blick auf den Hudson River erinnert sie an einen Morgen in Wendisch Burg vor vierzehn Jahren. Nein, erzeugt ihr nur die Illusion eines Morgens, der damals hätte sein können, weckt nur

Verlangen nach einem Tag, der so nicht war, fertigt mir eine Vergangenheit, die ich nicht gelebt habe, macht mich zu einem falschen Menschen, der von sich getrennt ist durch die Tricks der Erinnerung.⁵⁸

Wir, denen diese ‚Tricks der Erinnerung‘ zur Aneignung überlassen sind, sollten uns deshalb aber nicht auch von uns trennen, wenn wir mit ihnen umgehen, d. h. wir sollten uns von ihnen nicht in Illusionen einspinnen lassen, wo wir Wissen und Wahrheit haben können. Das bedeutet nicht, daß wir mit den *Jahrestagen* zu diesem Zweck nichts anfangen könnten. Vieles von dem, was sie uns erzählen, ist uns entrückt, von vielem sind wir getrennt. Es ist anregend und es lohnt sich, von ihnen aus den Gang in die wirkliche Welt, in die wirkliche Geschichte anzutreten. Manche mögen dies wegen des literarischen Status des Textes für einen Irrweg halten. Aber wenn wir auf diese Weise wiederentdecken, was Johnson sich zu bewahren gesucht hat, und zwar als Wirklichkeit wiederentdecken — wäre es nicht auch etwas, ja wäre es nicht am Ende sogar, was er gewollt hat?

Anmerkungen

- 1 Kleines Adreßbuch für Jerichow und New York. Ein Register zu Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“, hrsg. v. R. Michaelis. Frankfurt a. M. 1983.
- 2 Charakteristisch für diese Art der Raumbetrachtung ist die Aufsatzsammlung: *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*, hrsg. v. A. Ritter. Darmstadt 1975. Die Ausrichtung auf den funktionalen Aspekt zeigt sich hier schon darin, daß die Behandlung nicht-realistischer Raumentwürfe überwiegt, solcher also, bei denen sich eine andere Frage als die nach der Funktion gar nicht stellt.
- 3 Roman Ingarden: *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen³ 1972, S. 233 ff., 260 f., 307 f. u. ö. Wenn wir uns für diesen literaturwissenschaftlichen Gemeinplatz auf Ingarden berufen, so deshalb, weil er ihn phänomenologisch präzise zu begründen sucht. Gerade dadurch aber erweist sich um so klarer, daß es sich um eine Norm, um eine Vorschrift handelt, gegen die nicht nur verstoßen wird, sondern deren Herkunft und Legitimation durchaus auch einer kritischen Prüfung unterzogen werden kann.
- 4 Ausführlich dargestellt ist dieser Entwicklungsprozeß in Bernd W. Seiler: *Die leidigen Tatsachen*. Stuttgart 1983, S. 149—205.
- 5 Vgl. Michaelis, Kleines Adreßbuch.
- 6 Uwe Johnson: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl. Frankfurt a. M. 1970 (I), 1971 (II), 1973 (III), 1983 (IV.) Vgl. S. 9, 41, 728, 975 ff.
- 7 *Jahrestage* S. 633, 725, 1018 u. ö. Außer dem Untersee (auch Stadtsee) ist aber kein weiterer See mit einem Namen benannt.
- 8 Uwe Johnson: *Ingrid Babendererde*. Reifeprüfung 1953. Frankfurt a. M. 1985, S. 11.
- 9 *Ingrid Babendererde*, S. 13. Obwohl zur Stellung des Turmes nichts gesagt ist, werden wohl die meisten Leser bei dieser Annäherung sofort die Vorstellung haben, daß er rechts vom Kirchenschiff steht. Das liegt daran, daß bei allen Domen der Chor nach Osten, der Turm nach Westen ausgerichtet ist. Ohne daß wir uns dieser Gesetzmäßigkeit bewußt sein müssen, kann deshalb die Angabe ‚Dom in der Mittagssonne‘ völlig ausreichen, daß uns eine lange beleuchtete und eine lange schattige Seite vor Augen steht und sich uns der Turm ganz von selbst an das richtige Ende stellt.
- 10 *Ingrid Babendererde*, S. 36 f., 204 f.
- 11 *Ingrid Babendererde*, S. 38, 193, 245.
- 12 *Ingrid Babendererde*, S. 248. Es versteht sich für Johnson beinahe von selbst, daß auch die Mondphase — der Beschreibung nach ist Vollmond — dem Kalender entspricht. Der Roman spielt in der Woche

- nach Pfingsten, d. h. von Dienstag, dem 26., bis Sonnabend, dem 30. Mai 1953 (vgl. S. 164 und 237). Vollmond war am 28. Mai.
- 13 Ingrid Babendererde, S. 16, 36, 93, 140, 147.
 - 14 Ingrid Babendererde, S. 97, 181.
 - 15 Ingrid Babendererde, S. 155 f., 194, 198, 243.
 - 16 Ingrid Babendererde, S. 155, 184.
 - 17 Ingrid Babendererde, S. 9. Da auf S. 10 von einer Frau gesprochen wird, die schon ‚seit Güstrow‘ auf ihren Koffern sitzt, ist ein imaginärer Einsteigebahnhof zwischen Güstrow und Teterow nahegelegt. Damit wäre die Nebenlinie, die ja zu diesem Bahnhof hin existiert, die aus Richtung Krakow (vgl. Anmerkungen 11 und 22).
 - 18 Die Schwaan-Havel ist ein Nebenarm der Havel südlich von Wesenberg, dort also, wo Johnson Wendisch Burg in den Jahrestagen ansiedelt (vgl. Anmerkung 26). Diese Region scheidet als Schauplatz hier aber noch aus, nicht zuletzt, weil sie zu dicht an der mecklenburgischen Grenze bei Fürstenberg liegt, wohin man mit dem Zug ja erst nach geraumer Zeit kommt (vgl. Ingrid Babendererde, S. 10). Nicht zutreffend ist deshalb die Lokalisierung des Romanschauplatzes bei Norbert Mecklenburg: *Zeitroman oder Heimatroman? Wirkendes Wort* 36 (1986), S. 172–189. Mecklenburg stützt sich ganz auf die Angaben zu Wendisch Burg in den Jahrestagen — ein Beispiel dafür, wie sich authentische geographische Hinweise in der Wahrnehmung auch dort durchsetzen, wo sich aus einem Text ganz andere Ortbestimmungen ergeben.
 - 19 Ingrid Babendererde, S. 151. Es steht natürlich außer Frage, daß der ‚Douglas DC-4 Clipper von Berlin nach Hamburg‘ vor allem eine symbolische Bedeutung hat. Er soll zu erkennen geben, daß den Schülern, über deren Schulhof er fliegt, das andere Deutschland eine mit großem Interesse wahrgenommene Welt ist.
 - 20 Siegfried Unseld: Die Prüfung der Reife im Jahre 1953, in: Ingrid Babendererde, S. 249–264. Es trifft allerdings nicht zu, daß die bei Güstrow gelegenen Seen Unter- und Obersee genannt werden. Für sie gibt es nur die Namen Sumpfsee und Inselfee.
 - 21 Nach Auskunft eines Lehrers von Uwe Johnson ist der Roman aber nicht als Schlüsselroman zu bezeichnen. Bei den Lehrern sind die Eigenheiten verschiedener Personen kombiniert, und auch bei den Schülern gibt es wohl keine Porträts. Etwas anderes war auch nicht zu vermuten, da Johnson den Roman ja damals in der DDR hat veröffentlichen wollen.
 - 22 Daß Johnson den Krakower See gekannt hat, ist wegen seiner Nähe zu Güstrow (20 km) anzunehmen. Auf dem Weg dorthin findet man auch einen Höhenrücken, den ‚Heidberg‘, der als Vorbild für das ‚Große Eichholz‘ infrage kommt. Den Krakower See erwähnt Johnson auch in den Jahrestagen.
 - 23 Die Entfernungen bzw. den Maßstab der Karte kann man aus Angaben für Wegezeiten erschließen. Z. B. ist es von Ingrids Haus bis zur Schleuse eine Stunde zu schwimmen oder eine halbe Stunde zu rudern, also rund zwei Kilometer (vgl. S. 112, 118).
 - 24 Uwe Johnson: Eine Reise wegwohin 1960, in: Karsch, und andere Prosa. Frankfurt a. M. 1964, S. 56.
 - 25 Eine Reise wegwohin, S. 53, 57.
 - 26 Jahrestage, S. 633, 725, 977, 1753.
 - 27 Jahrestage, S. 975. Angaben nach Bernhard Blaschke: Versuch einer Darstellung der kampflosen Übergabe der Stadt Güstrow an die Rote Armee am 2. Mai 1945, in: *Aus Güstrows Vergangenheit*. Güstrow 1965, S. 58–66.
 - 28 Berichte über das Kriegsende in Mecklenburg vereinigt der Band: *Vom Narew bis an die Elbe*, hrsg. v. J. Mai. Berlin 1965.
 - 29 Vgl. dazu auch Jahrestage, S. 977.
 - 30 Jahrestage, S. 976, 979. Nicht paßt zu dieser Entfernungsangabe allerdings die zusätzliche Fahrt mit einem Postauto auf S. 728.
 - 31 Jahrestage, S. 1144 f., 1148. Das Rangiergelände gibt es in Ingrid Babendererde noch nicht, es hat allein die Funktion, etwas von der Kriegsgeschichte sichtbar zu machen.
 - 32 Uwe Johnson: Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt a. M. 1980, S. 87, 99. Die Fassung des Romans, die Johnson hier zitiert, scheint jedoch nicht in allen Punkten mit der identisch zu sein, die 1985 veröffentlicht worden ist. So nennt er hier als Handlungszeit die Tage um den 12. Mai 1953 (Druckfassung vgl. Anmerkung 12) und läßt die Beziehung zwischen Ingrid und Klaus nur ein Jahr alt sein (Druckfassung: zwei Jahre). Es kann sich aber natürlich auch um Irrtümer handeln.
 - 33 Uwe Johnson: *Mutmaßungen über Jakob*. Frankfurt a. M. 1959. Erkennen läßt sich nur, daß man vom Bahnhof aus erst zum Markt, dann zu Kirche, Friedhof und Ziegelei kommt und sich dies alles seewärts, also in nördlicher Richtung erstreckt.
 - 34 Genau vorgenommen hat die Lokalisierung zuerst Hansjürgen Popp: Einführung in Uwe Johnsons Roman *„Mutmaßungen über Jakob“*. Stuttgart 1967, S. 23 ff.
 - 35 Vgl. Jahrestage, S. 30 f., 579, 1125, 1240, 1744 f.
 - 36 Jahrestage, S. 1243, 1511.
 - 37 *Mutmaßungen*, S. 11, 129, 193.

- 38 Jahrestage, S. 31, 506, 675, 702 u. ö.
- 39 Da der Fliegerhorst in den Mutmaßungen noch nicht bzw. nicht mehr vorkommt, muß er auch im Handlungsrahmen der Jahrestage wieder verschwinden. Er wird 1948 gesprengt, weil „zu dicht gelegen an der ‚künftigen Front‘“ (S. 1553).
- 40 Jahrestage, S. 471.
- 41 Der in den Mutmaßungen erwähnte ‚Gräfinnenwald‘ am Rande von Jerichow erinnert an den bei Klütz gelegenen ‚Lenorenwald‘. Desgleichen gibt es in diesem Roman noch ein ‚Schloß‘ (in den Jahrestagen nicht mehr), das auf das bei Klütz zu findende Schloß Bothmer anspielt (S. 186, 190, 192). Auch die für Jerichow genannte Einwohnerzahl (3500, Jahrestage S. 1031) stimmt mit der von Klütz überein.
- 42 Mutmaßungen, S. 183 ff.
- 43 Klaus-Dietmar Henke: Auf der Suche nach Jerichow, in: Süddeutsche Zeitung 26 (1986), S. 171.
- 44 Jahrestage, S. 1428–1434.
- 45 Oder gab es nördlich der Stadt, an der Stelle des Sees, wirklich einmal ein Dorf Woternitz? Es ist in solchen Fällen sehr aufwendig zu klären, ob lediglich ein Versehen vorliegt oder ob der abweichende Name etwas besagt.
- 46 Der dänische König Friedrich IV. befand sich am 20.12.1712 (nach dem damaligen Kalender der 9.12.) bei seiner Armee südlich von Gadebusch. Vgl. Otto Heintz: König Karl XII. von Schweden. Stockholm 1951, Bd. 2, S. 190 ff.
- 47 Das Datum der letzten Hexenverbrennung (1676) ist vermutlich fingiert und bezieht sich wohl auf das definitive Verbot von Hexenprozessen in Mecklenburg im Jahre 1683. Vgl. Soldan-Heppe: Geschichte der Hexenprozesse, hrsg. von M. Bauer. Hanau 1967, Bd. 2, S. 226.
- 48 Jahrestage, S. 495. Die Zerstörung des Dorfes kommt nur in diesem einen Hinweis vor, sie wird sonst in der Geschichte Jerichows nirgendwo berücksichtigt. Die Heinkel-Werke erwähnt Johnson mehrfach (S. 703, 968), allerdings ‚Heinckel‘ geschrieben.
- 49 Jahrestage, S. 965 ff. Korrekt hieß es allerdings nicht Luftwaffen- sondern Luftflottenkommando Nord, und der betreffende General schrieb sich mit Vornamen Hellmuth, nicht Helmuth. Vgl. zu dem Themenkomplex insgesamt Horst Boog: Die deutsche Luftwaffenführung 1935–1945. Stuttgart 1982, und Karl-Heinz Völker: Die deutsche Luftwaffe 1933–1939. Stuttgart 1967.
- 50 Jahrestage, S. 1416. Die Standortfrage ist insofern nicht unwichtig, als man die Flugzeugproduktion immer weiter nach Süden verlagert hat, um sie vor den britischen Bombern zu schützen. Der zunächst in Berlin entwickelte AR 234 wurde deshalb ab 1944 in Landshut gebaut. Vgl. David Irving: Die Tragödie der deutschen Luftwaffe. Frankfurt a. M./Berlin 1970, S. 229, 328.
- 51 Tatsächlich wurde die V2-Produktion wegen der Bombenangriffe in ein Bergwerk im Harz verlegt. Die Arado-Werke waren an ihrer Produktion aber auch nicht beteiligt. Vgl. Heinz Dieter Hölsken: Die V-Waffen. Stuttgart 1984.
- 52 Jahrestage, S. 1416 ff. Die Maßnahme richtete sich gegen die Spezialisten des sog. Mittelwerkes in Bleicherode im Harz, wo auf Befehl der Roten Armee im Herbst 1945 mit der Rekonstruktion der V2 und ihrer Weiterentwicklung begonnen worden war. In der Nacht zum 22. Oktober 1946 wurden 200 Angehörige dieses Werkes samt ihren Familien in die Sowjetunion abtransportiert. Ihr Auftrag, die deutsche A4-Rakete zur Einsatzreife zu bringen, war erst 1954 beendet. Vgl. Irmgard Gröttrup: Die Besessenen und die Mächtigen. Stuttgart 1958.
- 53 Jahrestage, S. 832 f. Vgl. Ernst Udet: Ein Fliegerleben, hrsg. v. J. Thorwald. Berlin 1954, S. 156.
- 54 Der Hinweis auf das ‚größere‘ Jerichow bei Magdeburg ist allerdings faktisch nicht richtig. Die Stadt ist mit 2900 Einwohnern kleiner als das fiktive Jerichow, das wie Klütz 3500 Einwohner hat (vgl. Jahrestage, S. 1031).
- 55 Kleines Adreßbuch S. 286. Das Mißverständnis wird begünstigt dadurch, daß auch bei Johnson die Schreibweise ‚Jerichowsirene‘ vorkommt. Daß die Sirene als fiktiver Gegenstand verstanden wird, muß man auch deshalb annehmen, weil sie andernfalls in dieses Adreßbuch gar nicht hätte aufgenommen werden dürfen — sonstige Kriegsgeräte, die im Roman vorkommen, sind nicht erfaßt.
- 56 Jahrestage, S. 1790–1796.
- 57 Anklam, wo Johnson ab 1935 aufwuchs, gehörte zwar nicht zum Land Mecklenburg, sondern zu Preußen, aber es ist doch so sehr dieselbe Region (heute Bezirk Neubrandenburg, der auch einen Teil Mecklenburgs umfaßt), daß es nicht richtig ist, die Übersiedlung in die Güstrower Gegend im Jahre 1945 als Endstation einer ‚Flucht‘ zu bezeichnen, wie das Mecklenburg (s. o. Anmerkung 18) tut. Auch wenn der Krieg die Ursache des Umzuges nach Recknitz gewesen ist, war Johnson kein ‚Umsiedler‘ oder ‚Heimatvertriebener‘.
- 58 Jahrestage, S. 125.